

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg zur Beförderung angenehmer Unterhaltung

Oldenburg, 4.1838 - 8.1842

No. 39, 25. September 1841

urn:nbn:de:gbv:45:1-4420

Mitt heilungen

Oldenburg

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

Siebenter Jahrgang.

No 39. Sonnabend, den 25. September, 1841.

Betrachtung

über das an der Petersstraße vor Oldenburg neuerbaute Hospital. 1841.

Ein herrlich Denkmal hat sich längst errichtet
Mit hohem Sinn ein edles Fürstentum,
Das oft des Kammers Bürde schon gelichtet
Und eine Stütze der Bedrängten war.

Wie prangt der Bau zur Augentrost und Freude
Dem Glücklichen, der seiner nicht bedarf,
Gebungen auch zur Tröstung bei dem Leide
Dem sie des Schicksals Fügung unterwarf.

Ein Spiegel ist es wahrer Fürstengröße,
Die alle Herzen zur Verehrung zwingt,
Durch ihre Sorge für der Armuth Blöße
Den schönen Kranz der Liebe sich erringt.

Noch zeugen soll das Werk in spätem Zeiten
Von Augusts und Cäcilien's Gemüth,
Verstanden, wie durch Klänge zarter Saiten:
Sie waren Weib' um Menschenwohl bemüht!

Und wie der Frühling'shauch uns Philomelen
Mit ihren Bonnetönen lockt herbei,
Ermahnt es laut die gleichgestimmten Seelen,
Daß wohlthatun der Freunden größte sei.

Der Sohn des Marquis von Coucy.

Nach dem Französischen.

Der Marquis von Coucy hatte seinen ältesten Sohn einer Nichte in Gonesse übergeben, bei welcher er drei Jahre blieb, wie das damals Gewohnheit war. Nach Ablauf dieser Zeit war der junge Graf in das väterliche Haus zurückgekommen und hier der Liebe seiner Eltern und seinem Stande gemäß erzogen. Sobald er des Unterrichtes fähig war, bekam er Lehrer in allen Wissenschaften, und mit sechzehn Jahren war er im Stande, mit Nutzen die Akademie zu beziehen.

Hier befand er sich einst in Gesellschaft mit einem Nohan, einem La Tremouille, einem Duguesclin und einigen La Rochefoucault, als ein altes Weib, häßlich zum Entsehen, mehr schmutzig als ärmlich gekleidet, sich erbot, ihnen wahrzusagen. Einige wollten mit der Zigeunerin nichts zu schaffen haben, Andere waren's zufrieden, und unter diesen war der junge Coucy. Sie schaute etwa viere oder fünfen von ihnen in die Hand, schwakte die gewöhnlichen Drakelsprüche und steckte ihr Geld ein.

Die Webrigen, selbst die, welche sich nicht zu ihren Klagen hatten hergeben wollen, bildeten einen Kreis um die Wahrsagerin, um ihren Scherz mit ihr zu treiben.



Endlich kam auch die Reihe an den jungen Grafen Coucy, ihr die Hand hinzureichen. Die Alte betrachtete solche viel länger, als eine der übrigen; endlich stieß sie solche verächtlich von sich und rief aus: »Weg, gemeiner Junge! Packer Dich, Du Tölpel! ich bin hierher gekommen, schönen Junkern wahrzusagen, und nicht einem Bauerjungen.«

Da erhob sich ein allgemeines Gelächter; Einige moquirten sich über die Alte, die so gut zu rathen wußte; Andere neckten ihren Cameraden. Dieser wußte nicht, sollte er lachen oder zürnen. Man sagte der Alten Namen und Titel des Junkers, den sie einen Bauerjungen genannt, allein sie schwur und betheuerte, daß sie recht habe. Das gab einen Lärm, der so laut wurde, daß der Capitain, welcher der Akademie vorstand, dadurch herbeigezogen wurde, einen Reitknecht rief und ihm befahl, das Weib fortzuschaffen. »Das Weib,« sagte dieser, »ich wette, daß es ein Keul ist.«

Ein anderer Reitknecht behauptete, er habe einen Menschen in Bauerkleidern in eine Schenke gehen sehen, der eine Viertelstunde später in Weiberkleidern wieder herausgekommen sei, und er sei versichert, daß sei die Wahrsagerin gewesen, die eben fortgejagt worden.

Der junge Coucy achtete wenig auf diese Reden, da er indeß glaubte, daß man sich einen schlechten Spaß mit ihm habe machen wollen, blieb die Geschichte doch in seinem Gedächtniß.

So gingen sechs Monate hin. Eines Morgens befand sich der Marquis von Coucy in seinem Zimmer und in einer Unterhaltung mit der Marquise über die künftige Vermählung ihres Sohnes; es handelte sich darum, ihm eine Prinzessin aus dem Hause Lothringen zu verschaffen. Da trat ein Kammerdiener ein; es war ein Bruder von dem Pflegevater des jungen Grafen und stand bei dem Marquis sehr in Gnaden. Er entschuldigte die Störung damit, daß ein eleganter junger Mann, der ihm sehr bekannt vorkomme, dringend verlange, vorgelassen zu werden.

»Er mag kommen!« sagte der Marquis, und der Fremde wurde eingeführt. Es war ein junger Mensch von höchstens siebenzehn Jahren; sein Wuchs war schlank und zierlich, seine Miene ausdrucksvoll und angenehm; er hielt sich gut, lächelte freundlich und grüßte mit Anstand. Dennoch war in seiner ganzen Erscheinung etwas Befremdenbes, etwas Gemachtes; man sah es ihm an, daß er nicht von dem Stande war, dem er angehören wollte: es fehlte ihm die Sicherheit, womit der Vornehme bei seines Gleichen auftritt.

Der junge Mensch schien gerührt; er überreichte dem Marquis einen Brief. Als dieser ihn genommen, fiel der Unbekannte auf die Knie und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, als wenn er um Verzeihung für ein schweres Vergehen bäte. Der Brief enthielt Folgendes.

»Gnädiger Herr! Heute vor sechszehn Jahren ließ ich durch meine Frau mich bereben, ein Verbrechen zu begehen, das ich bereue und das ich wieder gut machen will, so viel in meinen Kräften ist. Ich nahm Ihren Sohn aus seiner Wiege, und legte den meinigen an seine Stelle, die er seitdem behielt. Der Sohn von Moriz Lesourd und Magdalene Labaille befindet sich in Ihrem Hotel, er nimmt den Platz ein, den er Ihrem legitimen Erben geraubt hat, und dieser baut indeß meinen Acker. So lange meine Frau lebte, habe ich diese Verwechslung geheim gehalten, aber nun sie heute gestorben ist, kann ich nicht länger schweigen, und wenn ich Strafe verdient habe, will ich sie lieber erdulden, als das Unrecht fortbauern lassen. Der Ueberbringer dieses, Herr Marquis, ist Ihr wirklicher Sohn; lassen Sie ihn die Stelle einnehmen, die durch die Geburt ihm zukommt, und schicken Sie mir meinen unglücklichen Sohn wieder, den ich dem glänzenden Zustande entreißen muß, in dem er bisher gelebt hat. Möge meine Liebe ihm ersehen können, was er an äußern Glücksverhältnissen aufgeben muß.«

»Was ich hier schreibe, bin ich bereit vor Gericht zu erhärten und bitte nur, Ihre Gnade mir nicht zu entziehen.«

»Ich habe die Ehre zu sein,

Gnädigster Herr!

Ihr unterthänigster Diener

Moriz Lesourd.

Der Marquis konnte seinen Augen nicht trauen; die Marquise war wie vernichtet, als sie den Brief las; plötzlich aber, als wäre es ein Befehl der Natur, hoben sie den jungen Menschen auf, drückten ihn ans Herz und vereinigten ihre Thränen mit den seinigen.

Eins aber war doch dem Marquis auffallend; der Styl des Briefes. Der junge Mensch erklärte, den habe ein Schwager Lesourds geschrieben, der Schreiber bei einem Notar in Paris sei. — »Dieser,« setzte er hinzu, »hat auch Lesourd dahin gebracht, diese Handlung der Gerechtigkeit vorzunehmen. Er ist ein vortrefflicher Mann und der Protection Ew. Gnaden würdig.«

»Nenne mich Vater!« versetzte Hr. von Coucy, »Seine gute That soll nicht ohne Lohn bleiben. Ich er-nenne ihn zu meinem Intendanten; der jetzige hat um seinen Abschied gebeten.«

Die Marquise indeß, nachdem der erste Enthusiasmus nachgelassen hatte, erinnerte sich der guten Eigenschaften und Tugenden dessen, der nicht mehr ihr Sohn sein sollte, und es schien ihr doch, daß der Wille des Marquis allein nicht hinreichen könne, denselben seines Standes und aller Vortheile desselben zu berauben. Dieser dagegen befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit; und der neue Ankömmling selbst, dem man bereits den Titel eines Grafen Coucy gegeben hatte, traf auf ein Hinderniß, welches man wohl nicht so berechnet hatte, den ruhigen Besitz,

worin sich der bisherige Graf Coucy seit vierzehn Jahren befand. Wie sollte man es anfangen, dem seinen Titel, seinen Rang, sein Vermögen zu entziehen? Wie sollte man ihn bewegen, der Familie zu entsagen, deren Mitglied er bisher gewesen war? Nichts bezeugte seine niedrige Geburt. Zwar hatte er weder mit seinem Vater Aehnlichkeit, noch mit seiner Mutter, aber desto mehr glich sein Gesicht dem seines Großvaters.

Da trat er zu ihnen ein; sein edler Anstand, die Zärtlichkeit, womit er seine Eltern umarmte, die Gewohnheit, in ihm den geliebten Sohn zu sehen, versetzten sie in die verwirresteste Lage. Es wäre eine Grausamkeit gewesen, ihm unvorbereitet zu sagen, um was es sich handele, und weder der Marquis noch seine Gemahlin fühlten sich stark genug zu einer Erklärung, die doch unvermeidlich war. Man entließ den Ankömmling; man händigte ihm eine ansehnliche Summe Geldes ein und erklärte ihm, daß man die Sache näher untersuchen wolle.

Dann zog man verständige Männer, obrigkeitliche Personen und Rechtsgelehrte in das Geheimniß. Die Meisten erklärten, daß das Geständniß des Pflegevaters nicht hinreichend: Einige behaupteten indess doch das Gegentheil. Die Sache konnte endlich nicht mehr verborgen bleiben; sie wurde zum allgemeinen Gespräch. Die Partei des Neuankömmlingen legte großes Gewicht auf den Ausspruch einer Wahrsagerin, wodurch schon auf der Akademie der Graf Coucy für einen Bauernknaben erklärt war. Die jungen Edelleute, welche dabei gewesen waren, mußten das bezeugen und das gab dem Dinge einen Anschein von Wichtigkeit.

Der unglückliche Graf war vor Zorn außer sich. Er liebte seine Eltern zärtlich, und der Gedanke war ihm schrecklich, ihre Liebe aufgeben zu müssen. Herr de la Roche Foucault, sein vertrauester Freund, erzählte ihm, daß die Geschichte mit der Zigeunerin seiner Sache sehr schade. Da fiel ihm diese fast vergessene Begebenheit wieder ein, mit allen Nebenumständen und namentlich auch den Aeußerungen der beiden Reitknechte. Man suchte sie auf: der Eine wiederholte, daß er die angebliche Wahrsagerin für einen Mann gehalten; der Andere bestätigte, daß er einen Bauer in die Schenke zum guten Glaubens in der Straße Petit-Lion-St. Saviour, gehen sehen, der bald darauf in Weiberkleidern wieder herausgekommen.

Der Graf und seine Rathgeber begaben sich in diese Schenke, und es kostete ihnen nicht wenig Mühe, den Eigenthümer auf die Spur zu bringen, welche sie verfolgten; als er aber erst gehörig sein Gedächtniß aufgefrischt hatte, erinnerte er sich recht gut, daß ein Bauer aus Gonesse, den er recht gut kenne, ein gewisser Lesourd, ihn einmal gebeten, ihm ein Zimmer einzuräumen, wo er sich verkleiden könne. Lesourd habe ihm gesagt, das geschehe, um einen Eleven der Akademie zu beobachten, dessen Eltern ihn dazu beauftragt hätten.

Diese Nachricht war von Einfluß. Lesourd suchte solchen dadurch zu entkräften, daß er um sich selbst für sein Unrecht zu strafen und um den Triumph der Wahrheit vorzubereiten, seinen Sohn habe als den bezeichnen wollen, der er wirklich sei. Der Grund schien schlecht und das ganze Verfahren fand wenig Beifall: indess war darum die Ungewißheit doch noch nicht aufgeklärt, als einer jener Zufälle, deren die Vorsehung sich bedient, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wie ein Wunder dazwischen trat.

(Schluß folgt.)

Wasserrausch.

Dr. von Kobbe erzählt in seinem Priessnik und Gräfenberg manche auffallende Geschichten von den Wirkungen des kalten Wassers; ob auch folgende, kann ich nicht entscheiden, da ich dieses interessante Buch gerade nicht zur Hand habe. Sie steht aber in einer Zeitschrift, »Der Wasserfreund« genannt, und wird dort aus Gräfenberg berichtet, so daß man also die Wahrheit derselben wohl nicht bezweifeln darf.

Eine Frau, welche Verdruss hatte, und doch in ihrem Kureifer mehr als dreißig Gläser Wasser hinuntergoß, stürzte besinnungslos zu Boden. Alle Bemühungen, sie wieder zu sich zu bringen, blieben ohne Erfolg; endlich schaffte Priessnik sie in ein kaltes Bad, worin er sie ununterbrochen kalt begieß und zugleich abreiben ließ. Dies dauerte neun Stunden; dann ließ er die Frau in ihr Bett bringen und mit nassen Tüchern reiben. Kein Lebenszeichen trat hervor, man hielt die Arme für todt. Priessnik setzte dies Verfahren aber fort, erst am dritten Tage trat ein mäßiger Schweiß ein und die Kranke fühlte sich schmerzfrei und wohl. Priessnik erklärte diesen Fall für einen Wasserrausch, welchen das jähe Trinken einer solchen Menge Wassers verursache.

Diese Geschichte könnte allerlei Bedenklichkeiten erregen; von denen gegen die Heilsamkeit der Wasserleuren in allen Fällen will ich gar nicht einmal reden, aber wenn es möglich ist, einen Rausch in so hohem Grade durch Wassertrinken zu erregen, so werden die Menschen, die sich gern berauschen und die sich durch die Mäßigkeitsvereine so unangenehm gestört sehen, gewiß darauf raffiniren, wie sie durch Wassertrinken sich in alle die verschiedenen angenehmen Stadien des Rausches versetzen können, und ist diese Kunst erst erfunden, dann gute Nacht Mäßigkeit! Daß Dichter durch Wassertrinken sich in den poetischen Rausch versetzen könnten, ist so schon oft behauptet, aber bisher nur als Spott aufgenommen; nach obiger Thatsache möchte es jedoch nicht zu bezweifeln sein. Sollte man da nicht bei Zeiten darauf denken, Mäßigkeitsvereine gegen das Wassertrinken zu stiften?

Wird erst der Wasserausch allgemein bekannt, dann ist's zu spät, denn wir sehen ja, daß die Mäßigkeitsvereine gegen den Brantwein nur dazu beitragen, die Weins- und Biertrünke zu vermehren.

Emporkommen in der Welt.

(Nach Malvoglio.)

Einige sind groß geboren, Andere machen sich groß, und noch Andern wird die Größe zugeworfen; die Meisten von denen, welche zu einiger Auszeichnung in der Welt gelangen, werden mehr oder minder von allen drei Umständen begünstigt; die Hauptsache aber ist, die Geschicklichkeit zu besitzen, durch eigne Mühe groß zu werden. Ein Mensch kann die Umstände benutzen, aber die Umstände können den Menschen nicht zwingen, groß zu werden. Er muß den Stempel der Größe in sich tragen, oder er kann nie bedeutend werden; die Umstände können seine Größe nur beschleunigen oder verzögern. Jeder, der in der Welt emporkommt, muß ein Talent besitzen, mag es nun Talent zu literarischer Auszeichnung, zu politischer Wichtigkeit, zur Aufhäufung von Schätzen oder zu andern Dingen sein, wodurch die Größe beschafft wird. Naturgaben sind also das erste Erforderniß, wodurch ein Mensch sich auszeichnen kann, und gegen diesen Satz streitet es nicht, wenn wir oft Narren in der Welt emporkommen sehen, denn Nartheit kann neben ausgezeichneten Naturgaben sehr wohl bestehen, ja manchmal ist sie selbst eine glückliche Naturgabe. Ein Schwachkopf, ein Geck kann z. B. musikalisches Talent besitzen und kann dadurch sein Glück machen, kann ein berühmter Mann werden, weil er es gelernt hat, mit einer gewissen Geschicklichkeit Pferdehaare über Kakendärme hin und herzuziehen. Zufälle wirken verschieden beim Emporkommen begabter Menschen: Einige werden durch Freunde emporgezogen und gestützt, Andere durch Feinde emporgehoben; diesen Letzteren geht es noch am Besten, denn Feindschaft ist dauerhafter als Freundschaft. Die Freundschaft zieht oft ihre Hand zurück, gerade wenn man derselben am meisten bedarf, Feindschaft aber stößt immer ab, so lange sie kann. Ein Mensch ohne Freunde ist allerdings unglücklich, aber ein Mensch, der keine Feinde hat, mag nur alle Hoffnung aufgeben, es je zu werden. Das Geheimniß, in der Welt emporzukommen, besteht also darin, zu wissen, wie man die Umstände, seine Freunde und seine Feinde benutzen soll.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Sonndayen.

Die ** sind zubringliche Gesellen,
Ganz ungeladen pflegen sie sich einzustellen,
Um mit zu essen oder mit zu trinken,
Wo Schiffe dampfen oder Gläser blinken.
Den falschen Freunden möcht' ich sie vergleichen;
Sie zieh'n heran beim warmen Sonnenschein,
Doch stellt sich trübe Luft und Kälte ein.
So pflegen heimlich sie davon zu schleichen.

Das ** ist 'ne gar besondere Kunst,
Dem Menschen ist sie nicht gegeben,
Und während er umsonst sich müht, sie zu erstreben,
Reißt sie so manches Thier, sogar der Staub und Dunst.

Ich denk', er würde auch nur zu vermessen
Sich von der Erde dann erheben ganz und gar;
Den Fuß am Boden aber darf er nie vergessen,
Daß er einst Erde wird, wie einst er Erde war.

Auflösung der Charade in N. 37: Romberg (Bernhard), geboren im März 1710 zu Dintlage, gestorben am 13. August 1841 zu Hamburg; berühmter Komponist und Virtuose auf dem Violoncell.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. Sept. sind in der Dtd.; Gem.

1. Copulirt: Johann Kreyenbrock und Catharine Wienberg, geboren im März 1710 zu Dintlage, gestorben am 13. August 1841 zu Hamburg; berühmter Komponist und Virtuose auf dem Violoncell.

2. Getauft: August Hermann Johann Kemering, Margarethe Gerdes, Helene Farms, Friedrich Gerhard Bruns, Talle Margarethe Ahlers, Johann Gerhard Helms, Johann Ribben.

3. Beerdigt: Catharine Ahlers, geb. Hillen, 71 J. Christine Dorothee Sophie Baars, geb. Hullmann, 63 J. Johann Gerhard August Bohlen, 11 J. Martin Gramberg, 9 J. Berend Piper, 45 J. Eine todtgeborne Tochter des Johann Paradies.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, d. 26. Sept.

Früh (Auf. 8 Uhr) Herr Pastor Erdning.
Vorm. (Auf. 9 1/2 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Cand. Busse.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.



Mittellungen

aus

Oldenburg

zur

Beförderung angenehmer Unterhaltung.

Siebenter Jahrgang.

No 40.

Samstags, den 2. October.

1841.

Lied

(nach Burn's: O raging fortune's withering blast etc.)

Ach, wilden Schicksals gift'ger Wind
 Haucht' meine Blätter todt!
 Ach, wilden Schicksals gift'ger Wind
 Haucht' meine Blätter todt!
 Will Kraft mein Stamm, meine Knospe grün,
 Meine Blüthe schön und roth,
 Der Thau fiel frisch, die Sonne war milde,
 Da wußt' ich nicht von Noth,
 Doch bösen Schicksals Nordensturm
 Haucht' all' meine Blüthen todt!
 Doch bösen Schicksals Nordensturm
 Haucht' all' meine Blüthen todt!

Der Sohn des Marquis von Coucy.

Nach dem Französischen.

Der Schwager Lesourd's, bis dahin Schreiber bei einem Notar in Paris, war, wie gesagt, von dem Marquis von Coucy als Intendant aufgenommen. Schon seit einigen Wochen war er im Dienst und that sein Möglichstes zum Nachtheil des bisherigen Grafen von Coucy; dabei unterließ er nicht, über die Ungerechtigkeit zu reden, daß man den nicht als den Sohn des Marquis anerkennen wolle, den doch Lesourd' dafür erklärt hatte. Dieser Mensch hatte einen Wachtelhund, ein hübsches Thier voller Künste und Fertigkeiten. Selbst die Marquise fand Gefallen an dem kleinen niedlichen Thiere, und ergöhte sich an seinen Spielen.

Eines Morgens legte Romain (so hieß der neue Intendant) dem Marquis Rechnungen vor; eine Beilage fehlte, fand jedoch nach einigem Suchen sich wieder. Das gab dem Intendanten Gelegenheit zu der Bemerkung: »Jedenfalls hätte uns Fidel (so hieß der Hund) aus der Verlegenheit geholfen, denn der findet Alles wieder, was nur verloren ist.« Um einen Beweis zu geben, machte Romain einige Gänge in Zimmer umher, versteckte dann sein Taschenbuch unter einem Stuhl und that nun, als

